

(Nachdruck verboten.)

2) Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoedel.

„Gleich,“ sagte auch der Christian, und die Kinder schlüpfen in die Kammer nebenan.

„Das muß ich sagen!“ Die Marie schaute den Kindern nach. „Parieren tun sie Dir!“ Sie sah zu dem Manne auf.

„Na, da wollt ich auch —!“ Mütting fuhr mit der Hand durch die Luft.

Dann wandte er sich zur Luis. „Gib,“ sagte er und streckte die Arme nach dem Kind aus.

Das quietschte laut vor Jubel, strampelte mit den Beinchen und redete die kleinen Arme zum Vater auf.

„Kommi!“ und er nahm's aufs Knie und küßte laut des Kindes weiche Wädschen.

Hinter dem Vater, an der Kammertürspalte, stand die kleine Emma im Dunkeln. Barfüßig, im blau und weiß gestreiften Hemdchen, stand sie und guckte:

Wie der Vater den Johann lieb hatte! Sie fühlte, wie ihr Herzchen gegen die Rippen schlug. „Aber mich hat er auch lieb,“ sagte sie sich ganz leise und verschränkte die dünnen Armechen fest, fest über der Brust.

Wie die Mutter tot war und hier in der Kammer im Sarg lag, so ganz still, ohne ein Wort zu sagen, ohne zu husten und ohne sich zu rühren, da hatte der Vater draußen am Herd geessen und sie auf dem Schoß gehabt. Und er hatte sie an sich gedrückt, ganz fest, und er hatte seinen Kopf auf ihr Haar gelegt und hatte geweint, geweint.

Lange hatte er geweint. —

Die kleine Emma stand noch immer fröstelnd im dünnen Hemdchen und lugte durch die Türspalte, bis leise und bestimmt der Christian aus dem Bett herüber sie zu sich rief.

Da kroch sie zu ihm hinein und drängte das Köpfchen in des Bruders Arm. Der machte eine kleine, ärgerliche Bewegung zwar, aber er wehrte dem Kinde nicht.

Draußen hatte dazwischen die Luis dem Vater Kartoffeln auf den Teller geschöpft, hatte die Großmutter einen Wurstzippel für ihn aus dem Schrank geholt und die Marie ihm eine Tasse Kaffee eingegossen.

Sie hatte sie vor ihn auf den Tisch gestellt. „Nimmste Milch?“ fragte sie. Er nickte, und sie schenkte ihm ein paar Tropfen ein.

Die Großmutter und die Luis sahen ihr zu. Die Alte nestelte dabei an ihrer Schürze herum. Ueber ihr welkes Gesicht ging ein Lachen. Die weiß, wie man's anfängt, dachte sie. Aber sie hat ein paar hundert Mark gespart, hm! — Gesund war sie wohl auch, und wenn sie nicht so proper war, wie die Luis! — Denn das mußte selbst die Großmutter der Toten nachsagen, so lang wie sie sich nur auf den Beinen hatte halten können, war immer alles wie geleckt gewesen in ihrem Haushalt.

„Die da!“ Der Großmutter war die Lotterwirtschaft bei der Marie ihren Eltern noch gut in Erinnerung. Sie hatte einmal die ganze Familie aus zerbrochenen Milchtopfen und sonst ein paar Geschirren Kaffee trinken sehen. Und das wußte sie, so wie die Luis war die da nicht. — Aber sie hatte ein paar hundert Mark gespart!

Mütting sah am Tisch, aß Kartoffeln und Wurst und trank seine Bichorienbrühe. Ab und zu gab er dem Kind auf seinem Knie ein Kartoffelbröcklein, einmal auch ein Stückchen Wurst.

Die Luis spülte die Teller und setzte sie in den Schrank. Die Großmutter hochte am Ofen und wärmte sich die Hände.

Es war still in der Stube. Und in die Stille drang es wie ein fernes Schelten, wie Stühlerücken und Weiberheulen. Verlorene Laute waren es, die über den Hof herüberkamen. Die Fremde in der Stube horchte auf. „Was is das?“ fragte sie. Ihre Augen glänzten vor Neugier.

„Der Edel wird sein Frau wieder hauen,“ sagte Mütting. „Gestern abend hat er's auch getan!“ und er aß ruhig weiter.

„Der Edel?“ fragte die Marie. „Is das der Rothhaarige, der drobe in der Manjarde wohnt?“

„Ja, der!“

„Und warum haut er sie denn?“

„Weiß ich nit!“

Die Marie wandte sich an die Alte. „Zhr auch nit, Großmutter, wißt Zhr auch nit, warum er seine Frau haut?“

„Geh en frage,“ sagte die. „Er erzählt's alle Leut, daß sie en Sur sei; aber von er lasse, kann er nit!“

Mütting deutete mit der Hand nach der Luis, die neben der Alten stand und auf ihre Reden horchte. In seinen Augen hatte sich ein jähes Feuer entzündet.

Da schwieg die Großmutter, und auch die Fremde fragte nicht weiter.

Sie konnte sich die Geschichte ja von jemand anders erzählen lassen! Sie wollte gleich noch zur Frau Kamp hinaufgehen, die wußte gewiß auch davon!

Aber für den Augenblick — —! Die Marie atmete zweimal tief auf. Es klang wie Seufzen, dann war die Neugier erwischt, und gleichgültigen Tones sagte sie:

„Na, und jetzt sin's all schon drei Monat, daß das Luis tot is!“

Der Mann nickte. Und dabei glitt seine Hand streichelnd über des kleinen Johann Haar.

„Drei Monat, hm, drei Monat,“ wiederholte er.

„Die Zeit geht rum, gelt,“ meinte die Marie. „Es is nur en Glied für Dich, daß De die Großmutter hast!“

Der Mann nickte.

„Denn weißt, wenn fremde Leut im Haus wirtschaften, Christian, die geben die Grosche aus, und der Mann und die Kinner habe nix davon!“

„Wenn er Euch das glaube tät,“ warf die Alte dazwischen, „aber er meint immer, mit ere Fremde tät er besser jahre!“

„Das hab' ich noch nie gesagt, Mutter!“

„Nit? So?“ Die Großmutter lachte: „Aber wie oft hast schon nach ner Frau verlangt, die mehr schaffe könnt wie ich, und . . . und . . .“

„Ich mag nit, daß die Kinder so geplagt weren,“ sagte der Mann.

„Sahaha, das Luis und der Christian, wenn die en bißche schaffe müße, das schad' ene nit!“

„Aber 's is halt auch wegen Euch, Mutter! Zhr könnt Euch doch nit mehr so rumtun, Zhr sag't ja selber!“

„Na!“ rief die Alte, und ein häßliches Lachen flog über ihr Gesicht. „Ich weiß, warum Du en Junge im Haus habe willst! Für die Arbeit nit, für's Pläsier willst se habel!“

„Mutter!“ Dem Mann war das Blut in den Kopf gestiegen.

Die Alte lachte. „Tu doch nit eso.“

„Du weißt, daß ich mein Luis die Treu hatt, Mutter! So wie ich die gern gehabt hab'!“ — Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und wischte ein paar Tränen weg, die darin aufgestiegen waren.

„Was Treu halte, ner Tote die Treu halte!“ Die Alte lachte. „Ueberhaupt Mannsleut und Treu!“

Mütting streichelte des kleinen Johann Köpfchen. Seine Hand zitterte dabei. Sie war braun, rinnendurchsücht und schwer, eine harte Hand, und die zitterte. „Ja, mein Luis!“ murmelte er vor sich hin.

„Bei all dem hast aber niemand, der für Dein Kinner sorgt,“ sagte die Alte. „Ner Tote die Treu halte, das is ja was ganz Schönes, aber die Kinner sind auch noch da. . .“

„Ich weiß ja! Laß mich nure in Friede,“ bat der Mann.

Und die Marie zupfte die Alte am Ärmel. „Lassen em doch Zeit, sich die Sach' zu überlege! So schnell kann mer jemand, den mer gern gehabt hat, halt nit vergesse, gelt, Christian?“

Dankbar blickte der Mann zu dem Weib hinüber.

Und da lachte sie ihn an. Zwischen ihren diden, roten Lippen blitzten die Zähne blendend weiß hervor.

Im nächsten Augenblick ward die Tür, die vom Hof in die Stube führte, darin die drei sahen, hastig aufgerissen, und über die Schwelle stürzte eine Frau.

„Erbarmen Euch! Erbarmen Euch! Er will mich tot stechen!“ schrie sie und klammerte sich an Mütting.

Der stand auf; gab der Luis den kleinen Johann, den das Gesichtchen zum Weinen verzog: „Leg en ins Bett!“ befahl er. Dann richtete er das Weib vom Boden auf.

Die Marie hatte die Tür zugemacht und den Riegel vers

geschoben. „Was ist denn eure, was ist denn eure?“ fragte sie. Mitleid und Neugier stritten um die Herrschaft in ihrer Stimme.

Die Alte rückte lächelnd der Aufgeregten einen Stuhl hin. „Sehen Euch!“

Die Frau tat, wie ihr geheiß. Schwer ließ sie sich auf den Sitz fallen. Zusammengeknickt hockte sie und atmete tief. Ihre Arme hingen schlaff.

Ihr reiches, blondes Haar hatte sich gelöst. Ein langer Pöps fiel ihr über den Rücken hinab, die anderen Haare umwehten lose den Kopf. Sie fielen über ihre Schulter bis in ihren Schoß.

Ihre Augen quollen im Gesichte vor, und auf ihrer Stirn und in ihren Wangen war eine tiefe Röte.

„Was habt Ihr denn wieder miteinander?“ fragte Mütting, als das Weib noch immer nicht zu sprechen begann.

„Er hat mich wieder geschlagen!“ schrie das Weib auf. Ihre vorgequollenen Augen funkelten. „Mit em Stuhl geschlagen! Da rüber!“ Sie fuhr mit der Hand über Oberarm und Rücken. Dabei biß sie die Zähne zusammen. „Das müssen Strieme sein,“ sagte sie und begann die Jacke aufzuknöpfen.

Neugierig schlichen sich die beiden Frauen heran. „Daß nur,“ sagte der Mann. „Mer wollens nit sehn.“

Behorjam knöpfte sie die Jacke wieder zu und senkte den Kopf.

Mütting aber trat ans Fenster. Mit den Fingern krommelte er an die Scheiben, dann, über die Schultern weg, fragte er plötzlich:

„Was wollt Ihr denn hier? — Geht doch wieder zu em! Seht wird er ruhig sein.“

„Ich zu dem gehn!“ In des Weibes vorgequollenen Augen blühte es hell auf. „Zu dem! Pfui Dausel!“

Sie spuckte aus. „Na, Ihr prügelt Euch doch oft genug und verbragt Euch dann wieder!“

Da heulte das Weib. „Ja, wege de Rinner, da bleib ich als! Mein armer Peter und das Paula, das Engelsche! Gestern auf der Straße haben se mich erscht wieder angehalte mit dem schöne Kind! Und von wem hat das sein Schönheit? Von ihm gewiß nit! Von dem wüschte Luder! Wenn er abends vollgehoffe heimkommt und ich nit gleich da bin, da fängt er en Rärm an! Ich wär fort mit andre Mannsleut, sagt er dann. Und de Peter fragt er aus! Ich hab's wohl gemerkt! Der soll mer de Aufpaffer spiele! Und wenn em der Bub was vorlügt, denn der lügt wie gedruckt, der Lausbub, des glaubt er em all. —

„Aber ich bleib nit mehr, ich bleib nit mehr bei em! Morge geh ich fort mit samt mein Paula!“

Das Weib war vom Stuhl aufgesprungen und redte die geballten Hände gegen die Decke. Ihr hübscher Mund wurde breit.

Sie machte einen Schritt nach der Thür. „Bleiben doch,“ sagte die Marie. „Um Gotteswillen,“ und sie faltete die Hände. „Er haut Euch ja noch mehr! Oder gar steche wollt er Euch? Steche? gelt! Erzählen doch noch. . .!“

Die Frau machte eine Kopfbewegung nach Mütting hin. „Der mag nit, daß ich hier bin,“ sagte sie.

Da klopfte es an die Thür. Reglos standen die vier. Draußen aber rief eine bebende, tränenrauhe Männerstimme:

„Elies! Elies!“

Das Poehen ward stärker. Die vier Menschen in der Stube rührten sich nicht, neugierig flimmerten der Marie Augen, aber der Schweiß stand auf ihrer Stirn.

Und wieder klang es: „Elies!“ Es war ein weicher, flehender Ruf. Und dann vernahmen die Menschen in der Stube ein herzerreißendes Aufschluchzen.

Da ging Mütting zur Thür und schloß auf.

Ein kräftiger Mann mit struppigem Haar und einer breiten Nase über dicklippigem Munde stürzte herein. Tränen liefen ihm über die Backen. „Elies!“ Er eilte auf das Weib zu und riß es an sich.

„Elies!“ sagte er. „Komm, komm mit mer enauf! Ich tu Dir auch gewiß nix mehr, ganz gewiß nit!“

Sie entwand sich seinen Armen. „Daß mich Ios!“ fleuchte sie.

Und als er nachgab, stieß sie ihn mit der Faust vor die Brust, daß er zurücktaumelte.

Er aber packte ihre Hand. „Elies!“ Seine Augen wurden feucht. Und er warf sich vor ihr auf den Boden und

umspannte mit dem einen Arm ihre Knie: „Komm wieder mit mer, komm!“ Und da sie ihm nicht wehrte, sprang er auf und zog sie von der Stelle.

Willenlos folgte sie ihm. Zwei Schritte. Sie hatte die Augen geschlossen. Ihr Mund öffnete sich.

Dann plötzlich stemmte sie sich mit den Füßen fest auf den Boden.

„Ich geh nit mit der, ich geh net,“ sagte sie und griff mit der freien Hand rückwärts nach einer Stuhllehne.

„Komm doch, komm doch!“ flehte der Mann. Der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn. Seine Augen funkelten.

„Nein, ich geh nit mit, Du tuft mer was!“ schrie sie.

„I tu Der nix,“ sagte er. Seine Stimme zitterte. Sein Atem war heiß und schwer. „Ich tu Der gewiß nix, ganz gewiß! Aber komm, komm!“

Er biß die Zähne zusammen, zerrte heftiger an ihrer Hand und hauchte auch nach der anderen, die sie noch immer um die Stuhllehne spannte.

„Komm, komm!“ Seine Hände waren glühend heiß. Sie fühlte das Klopfen des Blutes darin.

In seinen Augen waren die Naderchen blutüberfüllt. Und die Schwüle seiner Nähe machte sie matt. Sie ließ den Kopf auf die Brust fallen und folgte ihm widerstandslos zur Thür hinaus.

Schweigend blieben die drei zurück. Durch die offene Thür kam ein kalter Luftzug. Da ging Mütting und machte sie zu.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Zahlenlotterie in Preußen.

(Schluß.)

Die 1772 erfolgte erste Teilung Polens brachte Westpreußen mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn in den Besitz Preußens, und diese Länder scheinen ein neues geeignetes Objekt für die Lotteriepiane. Die Pacht übernahm Graf Neuf gegen 1833 $\frac{1}{2}$ Taler jährlichen Zins und einer Entnahme von Porzellan im Werte von 600 Taler. Diese Pächter florirte über alles Erwarten und als es sich kurz vor Ablauf des Pachtvertrages für den Grafen Neuf darum handelte, den Zuschlag wieder zu erhalten, erklärte er „aus wahrer Devotion und zele (Eifer) für das königliche Interesse“ dem bisherigen Pachtzins zuzulegen, wie es der König selbst bestimmen werde. Das war der beste Beweis dafür, daß das Geschäft blühte. Es wurden wieder zwei Verträge abgeschlossen, ein fingierter für die dumme Öffentlichkeit und ein zweiter gültiger Geheimvertrag. Im ersteren wurden 40 000 Taler Zins für die Berliner und 1833 $\frac{1}{2}$ für die Westpreußische Zahlenlotterie festgelegt; in dem geheimen Verträge jedoch die Summe auf 55 000 bezw. 2500 Taler erhöht, unter der gleichzeitigen Verpflichtung, für 6600 Taler nicht im Inlande zu verkaufendes Porzellan zu entnehmen.

Natürlich war Kennern der Sache dieser güldene Vorn nicht entgangen. Ein polnischer Kammerherr, Baron von Rübiger, machte dem Minister Grafen von Schulenburg Offerten, bei denen man sich an den Kopf fassen mußte; dieser Mann wollte das gesamte Risiko übernehmen und mit seinem bedeutenden Privatvermögen für alle seine Verbindlichkeiten dem Staate gegenüber haften und zudem nur $\frac{1}{2}$ des Reingewinnes für sich beanspruchen. Was ihn zu einer derartigen Offerte veranlaßt hatte, weiß man heute noch nicht. Jedenfalls erhielt er den Zuschlag aus anderen Gründen nicht, sondern die Neufischen Erben, die für die Berliner Zahlenlotterie 63 000, für die westpreußische 12 500 Taler zahlten und zur Abnahme von Porzellan im Werte von 9600 Taler verpflichtet waren.

Die Zahlenlotterie war bei den unbemittelten Klassen des Volkes sehr beliebt geworden, fand aber bei anderen immer mehr Widerstand, der nur durch die Autorität Friedrichs II. überwunden wurde. Als dieser starb versuchte sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., sogleich, die Lotterie abzuschaffen. Sein Plan scheiterte an der Unmöglichkeit, diese Einnahme entbehren zu können. Jedenfalls wurde aber nach Ablauf des Pachtvertrages Mitte 1794 die Lotterie in eigene Staatsregie übernommen. Ein diesbezügliches Edikt des Königs enthielt die Mitteilung, daß die Einkünfte der Zahlenlotterie in Zukunft zum Besten der Militärinvaliden- und Wittwenversorgung, auch der Schul- und Armenanstalten verwaltet werden würden. Das ist höchst interessant, besonders, wenn man an ein Analogon aus der neuesten deutschen Reichsgeschichte denkt. Bekanntlich sind die Mehrerträge aus den Getreideböllen beim letzten Zolltarife zur Deckung der Kosten einer Wittwen- und Waisenversicherung bestimmt. Man sieht also: Alles ist schon einmal dagewesen! In Preußen-Deutschland hat man es ja von jeher prächtig verstanden, unmoralischen Staatseinkünften ein sozialpolitisches Mäntelchen umzuhängen. Wir wollen nur hoffen, daß es der neuen Wittwen- und Waisenversicherung nicht etwa ebenso geht, wie damals. Die Ueberflüsse blieben nämlich aus; es ergab sich ein gewaltiges Defizit, und der Staat hatte das Vergnügen, dieses zu beden. Von 1796 an aber nahm der Losabsatz einen so bedeutenden

Auffschwung, daß die einst von Rüdiger eingereichte Offerte begreiflich erschien. Der Reingewinn belief sich für das Rechnungsjahr 1795/96 auf 219 400, im folgenden Jahre auf 467 000 Taler. Das gab Veranlassung, Zahlenlotterien in den neu erworbenen Landes-teilen einzurichten. Auch in Ansbach wurde eine solche eingerichtet, obwohl das im Jahre 1769 für die damaligen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth errichtete Lotto einen so ungünstigen Verlauf auf die Moral des Volkes ausgeübt hatte, daß der letzte Landgraf dieser Fürstentümer, Karl Friedrich, auf Veranlassung des Fürstbischofs von Bamberg durch eine 1787 erlassene Verordnung alle Lotterien in seinen Ländern aufhob und Strafen für Lotterie-Unternehmer und -Spieler festsetzte. Neben diesen drei Lotterien bestand noch eine in Warschau, und der ursprüngliche Plan des Königs, die Lotterien ganz aufzuheben, war ins gerade Gegenteil hineingeblüht.

Auch Friedrich Wilhelm III. war ein entschiedener Gegner der Zahlenlotterie, verwarf aber die Klassenlotterie nicht prinzipiell; ein Beweis, daß die moralische Triebfeder dabei doch nur recht mangelhaft funktionierte. Wahrscheinlich wäre aber alles beim alten geblieben, wenn nicht 1806 der französische Eisenbesitz das Land gelehrt und für die Geschichte der Zahlenlotterie verhängnisvolle Folgen gehabt hätte. Die französische Okkupation von 1806 bis 1808 brachte die Verwaltung der Zahlenlotterie in französische Hände, denen natürlich auch die Ueberschüsse zuflossen; die Ausfälle legten sie jedoch brutal anderen zur Last. Als eine Ziehung einst einen Verlust von 57 000 Taler ergab, mußte der mit der früheren Regierung in Verbindung stehende Bankier Wulff aus seinem Privatvermögen die Besche bezahlen. Die in der nächsten Zeit entstehenden Defizits wurden nur unter Aufwand aller möglichen Kunstgriffe gedeckt. Als sich die Lotterielassen von den Ausfällen erholt hatten, trat der seit 20 Jahren nicht vorgekommene Fall ein, daß eine besetzte Quaterne gewonnen hatte. Damit war ein Verlust von etwa 60 000 Taler verbunden, für den die französischen Behörden nicht auskommen wollten, so daß die Lotterieverwaltung diesen Fall nur unter äußerster Anspannung aller ihrer Kredite überwand.

Inzwischen wurde der Tilsiter Friede geschlossen. Der moralische Schaden schien denn auch eine günstige Nachwirkung zu haben. Mit der 799. Ziehung wurde die preussische Zahlenlotterie im Mai des Jahres 1810 aufgehoben. Es hatten durchschnittlich 16 bis 17 Ziehungen pro Jahr stattgefunden. Die finanziellen Ergebnisse sind nicht genau bekannt, weil die Erträge der damals auch schon bestehenden preussischen Klassenlotterie in den Abrechnungen ungetrennt mit enthalten sind. Auch über die Erträge während der Nachtzeit ist genaues nicht zu erfahren. Sicher sind aber die Ueberschüsse sehr bedeutend gewesen, denn der außerordentlich geschäftslustige Graf Neuf erklärte einmal lächelnd auf Befragen, daß je drei Ziehungen ein Heiratsgut für seine Töchter abwürfen. Für den Staat hatte die Zahlenlotterie während der ganzen Zeit ihres Bestehens (von 1794 bis 1810) einen Reinertrag von 14,6 Millionen Mark gebracht, dessen Verwendung entsprechend preussischen Traditionen selbstverständlich in allererster Reihe militärischen Zwecken zugute kam. Für Armen- und andere Zwecke fiel natürlich nur herzlich wenig ab. Den „königlichen Intentionen“, die Zahlenlotterie solle auch dem „guten Fortgang der Manufakturen“ dienen, war dadurch entsprochen worden, daß die Lotteriepächter im Laufe der Zeit für insgesamt 394 400 M. Porzellan bezogen. Aber auch damit waren die vielseitigen Aufgaben der Zahlenlotterie noch nicht erschöpft, denn sie war dem Plane Friedrichs II. gemäß auch dazu bestimmt, „indirekt die Bevölkerung des Landes zu mehren“! Einem gewöhnlichen Sterblichen wäre es nicht so leicht gewesen, einen diesbezüglich passenden Modus für diese Aufgabe zu finden, dem „großen“ Könige war das natürlich ein Armschütteln. Er hatte in seinem Patent bestimmt, daß bei jeder Ziehung fünf armen im Lande geborenen Mädchen zum Zwecke ihrer Verheiratung eine bare Aussteuer von 50 Taler zugute kommen sollte. Die Namen von 90 solcher Mädchen wurden mit den Nummern der Zahlenlotterie verbunden und die 5 mit der Gewinnnummer verknüpften erhielten einen sogenannten Annexenschein, den sie unter Vorzeigung eines Trauscheins gegen 50 Taler einlösen konnten. Im Volksmunde wurden die mit einem Annexenschein beglückten Bräute „annektierte Mädchen“ genannt. Diese Einrichtung der Aussteuer Gelder überlebte nicht nur die Zahlen- und die Quinenlotterie, über welche noch zu berichten sein wird, sie pflanzte sich sogar bis zum Jahre 1815 fort. Durch welche Ideenverbindungen man dahin gelangt war, von dieser Einrichtung eine Bevölkerungsvermehrung zu erwarten, wird wohl ein ewiges Geheimnis bleiben. Dennoch ist auch an diesem Beispiel zu sehen, wie man es in Preußen schon damals verstand, die Lösung großer Fragen mit kleinen Mitteln zu betreiben.

Doch die Konsequenzmacherei hatte noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Das Ebit, durch welches die Zahlenlotterie aufgehoben wurde, enthielt moralisierende Begründungen, die sich ja ganz gut machten. Tatsächlich hatte die Zahlenlotterie verderbliche Wirkungen ausgeübt. So wird ein merkwürdiger Beleg dafür in einem Berichte des königlich preussischen Domänen- und Justizamtes in Zinna vom 23. 2. 1795 erbracht. In Lützenwalde hatte die Spielwut die ganze Bevölkerung ergriffen. Für den naiven Menschen, in dem sich die Gewinnlust regte, besaß die Zahlenlotterie in der freien Selbstbestimmung, die sie dem Spieler gewährte, in der Freiheit, die sie der Phantasie und der Spekulation des einzelnen überließ, einen gewissen Zauber, der mit großer Anziehungskraft wirkte. So machten die braven Lützenwalder die tollsten Pläne, brüteten Tag

und Nacht über die wahrscheinlich gewinnenden Nummern und beschaftigten sich mit dem Deuten und Auslegen von Lotterienummern, versilberten und verfechten ihre Habe, Frauen machten heimlich Schulden usw., nur um die Lotterieeinzüge zu bezahlen; Fallissements großer Händler sogar traten ein, und in Gerichtsverhandlungen wurden die haarsträubendsten Dinge zurutage gefördert. Die Angeklagten erklärten, der heilige Geist sei ihnen nachts im Anstgefangnis erschienen und habe die Glücksnummern der nächsten Ziehung an die Wand geschrieben: man möge sie doch freilassen, damit sie gewinnen könnten, u. dgl. m. Solche Vorfälle machten sogar auf die Regierung Eindruck; ihre Gegenmaßregeln bestanden aber nicht darin, die Wurzel des Übels zu beseitigen, d. h. die Lotterie aufzuheben, sondern in allerhand Schädigungs-, Straf- und Abschreckungsmitteln, wie man das ja noch heute in Preußen durchaus gewohnt ist und in der Ordnung findet. Natürlich half das alles nichts, und es ging eben so weiter wie bisher. In den Straßen Berlins sang man zwar:

„Die Best gab die Natur dem Oriente,
Unbillig ist sie nie;
Dafür gab sie dem Occidente
Die Zahlenlotterie!“

aber die Lotterie war und blieb beliebt, wegen ihrer Erträgnisse auch bei der Regierung, und 15 Jahre hat es noch gedauert, bis endlich die Aufhebung der Zahlenlotterie erfolgte.

Nach derartigen Erfahrungen — sollte man meinen — hätte die Regierung ihre Lotterienpläne endlich fallen lassen. Doch davon war sie weit entfernt. Sie führte nicht nur die Klassenlotterie in größerem Maßstabe ein, sondern machte dazu noch eine viel größere Dummheit durch die Einführung einer Quinenlotterie. Um bei dieser zu Gewinnen zu gelangen, mußte man Bestimmungen treffen, damit eine gewisse Anzahl von Gewinnen unter allen Umständen herauskäme. So wurde vom Könige ein Plan genehmigt, nach welchem 30 Nummern mit 142 506 Quinenlosen ausgespielt werden sollten, auf die ein Gewinn zu 50 000 Taler, 5 zu 5000 Taler, 12 zu 500 Taler fielen. Der damalige Chef der preussischen Staatslotterien, Wildens, hatte ganz richtig vorausgesehen, daß es nicht möglich war, so viele Lose abzusetzen, so daß sich mit positiver Gewißheit ein bei den damaligen schwierigen Verhältnissen doppelt schwer laufender moralischer und materieller Nachteil ergeben müßte. Seinen Widerstand ließ die „höhere Weisheit“ natürlich unbeachtet, und die Einrichtung wurde durchgeführt. Jedes Los enthielt eine Quinennummer, kostete einen Taler und war unteilbar. Die erste Ziehung fand bereits am 20. August 1810 statt, noch fast gänzlich unorbereitet. Der Zufall wollte es, daß das Ergebnis für die Staatskasse günstig ausfiel, da der Hauptgewinn auf die 2/3 der unterkauften Lose fiel. Die zweite Ziehung aber zeigte, wie recht Wildens gehabt hatte. Noch nicht 1/3 aller Lose wurden abgesetzt und dazu trat der Fall ein, daß der Hauptgewinn von 50 000 Taler auf dieses Fünftel fiel. An Einnahmen waren nur 26 332 Taler erzielt, Gewinne und Espesen betrug dagegen 67 872 Taler und das in einer Zeit, da Preußen auf die Hälfte verkleinert, durch die riesigen Kriegslasten und Kontributionen gebeugt und bis auf die äußerste geschwächt und erschöpft war. Unter diesen Umständen mußte man selbstverständlich unverzüglich zur Sistierung der Quinenlotterie schreiten. So endete diese Art der Lotterien in Preußen.

Einen Sozialpolitiker könnte diese Geschichte nur mit Genug-tung erfüllen, wenn er nicht gleichzeitig einsehe, daß es eben doch immer die große Masse war, auf welche die aus derartigen Finanzoperationen entstehenden Lasten und Verluste abgewälzt wurden. Meinte man in so schwerer Zeit wie 1810 nicht auf die Einkünfte des Staates aus der Zahlenlotterie verzichten zu können, so war kein Grund vorhanden, sie zugunsten einer viel schlechteren, bedenklicheren und unerprobten Einrichtung aufzuheben. Die Begründung der Aufhebung der Zahlenlotterie war noch fadenscheiniger als die der Einführung der Quinenlotterie. Meinte man es mit der ersteren Motivierung ernst, so konnte man nicht in demselben Atemzuge für die zweite eintreten. Die einzige Konsequenz hätte nur bei sein können, auf die Lotterie selbst i b e r h a u p t zu verzichten, weil jede Art einer Lotterie mit Wetten und sonstigen Glücksspielen deren wirtschaftliche und sittliche Gefahren und Nachteile im Gefolge hat. Vor allen Dingen hat der Staat als Vertreter der Gesamtheit ethische Aufgaben, die ihn mit der Duldung und Selbstausführung von derartigen Unternehmungen in Widerspruch bringen. —

Franz Wortmann.

Kleines feuilleton.

ok. Das Leben in einem Bagno. In der „Revue“ erzählt Pozzi-Escot von der französischen Strafkolonie auf der Insel Neu-Caledonien und dem Leben der Sträflinge: „Das Leben des Sträflings ist von einer automatischen Regelmäßigkeit: Alle Tage, viele lange Jahre hindurch bis zum Tode oder bis zu seiner Befreiung, erhebt er sich, arbeitet, ißt und schläft zur selben Stunde. Nur am Sonntag nach der Messe, der er beiwohnen muß, ist ihm gestattet, wenn er ein gutes Führungszeugnis hat, sich einige Stunden dem Nichtstun und dem Umherstreifen hinzugeben. In den Depots und Lagern des Inneren schläft man ihm im Schlafzimmer oder in den Höfen ein; auf der Insel Nou kann er am Strande frei umhergehen vor der Strafanstalt, wenn er Tabak hat, rauchen, auch

angest, wenn er sich das dazu Nötige zu verschaffen weiß, oder im Grafe, von den hohen Bäumen beschattet, sich ausruhen. Wenn man sich dieser Insel des Schredens mit dem Schiffe nähert, so sieht man schon von fern Hunderte von Gestalten, die am Ufer umherirren oder ausgestreckt liegen, von einigen Wächtern beaufsichtigt, die unter ihnen zerstreut sind und sich mehr mit der Lektüre ihrer Zeitungen zu befassen scheinen, als mit dem Benehmen und den Handlungen ihrer Gefangenen. Nur wenige Kabellängen trennen die Insel Nou von dem festen Lande, aber so kurz auch der Zwischenraum sein mag, er ist doch fast unübersehbar. Nicht einer unter den Hunderten von Verzweifelten, die während vierzig Jahren die kleine Strecke zu durchschwimmen suchten, ist lebendig am anderen Ufer angekommen. Unter dem unbeweglichen Wasserpiegel lauern die gefährlichen Haifische zu Tausenden auf Beute. . . Die Türen der Schlafräume öffnen sich beim ersten Morgengrauen zum Appell. Die Verurteilten, die ganz angekleidet geschlafen haben, unterziehen sich einer sehr oberflächlichen Wäsche, indem sie mit den Händen etwas Wasser über Hals und Gesicht gießen, und dann marschieren sie sogleich, ohne geküßt zu haben, ihre Werkzeuge über der Schulter, nach den verschiedenen Arbeitsplätzen, die rund um die einzelnen Strafanstalten herumliegen. Sie werden bewacht und beaufsichtigt von Soldaten, die, den Revolver im Gürtel, ihnen folgen, bereit, demjenigen eine Kugel ins Hirn zu jagen, der den geringsten Versuch der Flucht oder des Aufruhrs wagen würde. In diesem Augenblick des ersten Erwachens hat wohl das Vagno sein bezeichnendes Aussehen. Man empfindet die ganze fürchterliche Macht dieser irdischen Hölle, in der alle Hoffnung erloschen muß und nur der Verzweiflung Raum bleibt; das Fürchterliche dieses namenlosen Jammers offenbart sich plötzlich in einer unbergeßlichen Vision. . . Eine ungewisse, noch dämmernde Helligkeit ist über die Erde gebreitet, während die tiefen Täler noch ganz in Nacht liegen. In der Nebe von Numea, wo die Nebel noch unheimlich brauen und das Wasser im ersten Morgenstrahl schimmert, werden die langen Rüge der Sträflinge ausgeladen und die langen Reihen gebückter Männer, die der Stadt zuströmen, erscheinen wie gespensterhafte Massen der Verfluchten. Die Straßen der noch schlafenden Stadt werden von einem düsteren Lärm erfüllt, von dem dumpfen Tritt der schweren Schuhe, von den heiseren Kommandorufen, von Flüchen und Schreien, von dumpfem Gemurmel. Und überall, in den Strafkolonien der Insel, ist zur selben Stunde das gleiche Schauspiel, der gleiche unheimliche Gespensterzug, der in Glend und Qualen hinauswankt, während sich die erwachende Natur mit Glanz und Pracht schmückt. Von ihrem elenden Strohlager aus schreien die kleinen Kanaken dem Ruge Schimpfworte und Beleidigungen nach und freuen sich mit der Grausamkeit des naiven Menschenherzen an der machtlosen Wut und dem unterdrückten Grimm der Sträflinge. Am Arbeitsplatz angekommen, nimmt jeder die Arbeit da wieder auf, wo er sie am Abend des vorigen Tages unterbrach. Nach wenigen Sekunden sind alle am Werke. Das lautloseste Stillschweigen ist ihnen zur strengsten Pflicht gemacht. Im Falle der unvermeidlichen Verhinderung, wenn es sich z. B. darum handelt, Befehle weiter zu geben, wird den Verurteilten streng anbefohlen, nur mit leiser Stimme zu sprechen. Am die Arbeitsstelle herum patrouillieren die bewaffneten Wächter und beaufsichtigen und leiten die Arbeit. Bei dem geringsten Widerspruch, bei dem leisesten Ermatten in der Arbeit verhängen sie über die Armen schwere Strafen, deren gelindeste eintägige Zellenhaft bei trockenem Brot ist und die bis zu einer Einspernung von 60 Tagen im dunklen Kerker gesteigert werden kann! Unwillkürlich denkt man bei dem fürchterlichen Anblick dieser halbnaekten Unglücklichen, die von Schweiß triefen und zu ununterbrochener schwerer Arbeit unter dem Feuerregen einer glühenden Sonne gezwungen sind, an ihre Schicksalsgenossen, die gleiche oder ähnliche Verbrechen verübt haben und nun in den Zuchthäusern Frankreichs untergebracht sind. Wahrlich, ein gewaltiger Unterschied der Bestrafung bei gleicher Schuld! Wenn die Zuchthäuser wüßten, wie es auf einer Strafinfel aussieht! Sie würden nicht mehr die beneiden, die „in der freien Luft arbeiten und die Sonne sehen“, wenn sie, geblendet von dem Flimmern des Meeres, ausgehört von der Tropenglut, von einem Heer von Insekten zerstoßen und benagt unter schweren Lasten zusammenbrechen würden, wenn sie den ganzen Tag hindurch bei einer Temperatur von wenigstens vierzig Grad in den Steinbrüchen arbeiten müßten.“

t. Der Verbrechertypus bei indischen Schädeln. In Indien gibt es eine höchst ungemütliche Sekte, die in ihrer Organisation und Betätigung eine gewisse Ähnlichkeit mit den chinesischen Geheimgesellschaften der Wogee, derer vom Großen Messer usw. besitzt. In der Hindusprache ist ihnen der bezeichnende Name Thags (Räuber) beigelegt worden. Sie haben eine alte Geschichte, die allerdings wohl ihrem Ende nahe ist, da die englische Regierung seit nunmehr etwa 75 Jahren energisch um ihre Unterdrückung bemüht ist. Die Thags bilden eine früher über das ganze Vorderindien verbreitete gewesene Genossenschaft, deren Gewerbe in heimlichem Raubmord besteht. Die zu dessen Ausführung gewählten Listen und Gebräuche haben sich seit dem 12. Jahrhundert von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt. Wenn diese Bande jahrhundertlang fast ungestört ihr Wesen treiben konnte, so hatte sie es wesentlich ihrer Vorsicht zu verdanken, daß sie sich an Europäer nicht herantwagte. Heute sind die Thags glücklicherweise dem Aussterben nahe. Aus diesem Grunde ist es wertvoll,

daß die Wissenschaft sich ein Andenken an sie gesichert hat. Es war zu vermuten, daß die Lehre von Lombroso bezüglich der körperlichen Merkmale einer verbrecherischen Anlage, wenn irgendwo, bei den indischen Thags zu einem vollendeten Ausdruck kommen mußte. In einer Sammlung von indischen Schädeln, die sich der Anthropologe William Turner besorgt hat, befinden sich auch einige Schädel von Thags, die zu besonderen Studien Veranlassung gegeben haben und in der letzten Sitzung der Royal Society in Edinburgh vorgelegt wurden. Turner berichtet von den Thags, daß sie noch immer hier und da die großen Verkehrswege unsicher machen, indem sie einzelnen Reisenden auflauern, scheinbar ihre Reisegesellschaft suchen, sich dann plötzlich auf sie stürzen und sie erschossen. Angeblich führen sie dies Geschäft mit so großer Vorsicht und Geschicklichkeit aus, daß ihnen noch niemals ein außerordentliches Opfer entgangen ist. Früher war es an der Tagesordnung, daß Leute spurlos verschwanden, von denen nie jemand erfuhr, was aus ihnen geworden wäre. Die Thags sollen nämlich ihre Opfer mit so großer Sorgfalt beiseite bringen, daß noch nie eine Leiche hat entdeckt werden können. Im ganzen hat Turner 15 Thagschädel untersucht und durfte im so eher erwarten, an ihnen Merkmaligkeiten im Lombrososchen Sinne zu finden, als die Leute des Thaggewerbes gewöhnlich ganz in ihrer Beschäftigung aufzugeben pflegen und es als eine Art religiöser Pflicht betrachten, Menschen zu morden. Sie glauben damit den von ihnen verehrten besonderen Gottheiten ein wohlgefälliges Opfer darzubringen. Die Erwartung Turners ist aber durchaus getäuscht worden, wenigstens bezieht er die von ihm untersuchten Thagschädel als außerordentlich wohlgebildet. Sie zeigen durchaus keinen Mangel an Symmetrie und haben eine auffallend schöngeformte Stirn. Wenn also anzunehmen ist, daß sich der von Lombroso behauptete Verbrechertypus bei Leuten besonders ausprägen müßte, in deren Familie die Verübung schwerer Verbrechen geradezu erblich ist, so würde nach der Ansicht Turners die berühmte Theorie des italienischen Gelehrten unhaltbar werden. —

r. Ein neues Gift im Kaffee. Zu der diesbezüglichen, vor einiger Zeit von uns gebrachten Notiz erhalten wir folgende Mitteilung: Schon 1902 wurde das Gift von Erdmann in den Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft in einem Beitrag zur Kenntnis des Kaffeedes beschrieben. Von diesem Kaffeedel, nicht etw a vom Kaffee, macht der Furfuralkohol etwa 50 Proz. aus. In welcher geringen Mengen dieses Del aus dem Kaffee zu gewinnen ist, geht daraus hervor, daß man bei Dampf-Destillation des zum Drei angerührten gerösteten Kaffeepulvers bei 1 1/2 Atmosphären und Ausschütteln des gewonnenen Destillats mit Wasser aus 8 Zentnern Kaffee nur 83,5 Gramm Del = 0,0557 Proz. gewinnt. Dieses Del stellt eine braune, stark nach Kaffee riechende, sauer reagierende Flüssigkeit dar und enthält neben geringen Mengen von Essigsäure, Furfurool und Phenolen zum größten Teile Valeriansäure und den Furfuralkohol (beide zusammen etwa 70 Proz. ausmachend). Außerdem läßt sich als Träger des charakteristischen feinen Kaffeegeruchs eine geringe Menge eines fast wasserhellen Deles aus dem Kaffeedel isolieren. — Die pharmakologische Prüfung des Furfuralkohols hat ergeben, daß es in einer Dosis von 0,5—0,6 Gramm auf 1 Kilogramm Körpergewicht zum Tode führt unter starker Abnahme der Atemfrequenz mit Herabsetzung der Empfindlichkeit, fortgesetztem Sinken der Körpertemperatur als Folge mangelnder Wärmeproduktion, Speichelfluß und Durchfall. Beim Menschen bewirken 0,6—1,0 Gramm Zunahme der Atemfrequenz. Nun wirkt in diesen Gaben von 1/2—1 Gramm aber das Koffein schon sehr stark giftig. In 100 Gramm Bohnen sind etwa 0,5 Gramm Koffein enthalten, aber nur etwa 0,025 Gramm Furfuralkohol. Es kann diesem daher wohl nur ein Teil der Folgen starken Kaffeegenusses zufallen, aber sicher nicht die Hauptwirkung. Das eigentliche Kaffee-gift ist und bleibt das Koffein. —

Sinnoristisches.

— Er und Sie. Ein Leser teilt der „Frankf. Ztg.“ folgendes Zwiegespräch mit:
 „Nun, sieh einmal her, was für einen wunderschönen Schaß ich auf dem Markte gekauft habe!“
 „Sehr schön!“
 „Was darf der kosten?“
 „Zwei Mark fünfzig.“
 „Wie kannst Du nur zwei Mark fünfzig raten, kannst Du einen solchen Hahn für zwei Mark fünfzig kaufen?“
 „Na, was hat er denn gekostet?“
 „Mehr als eine halbe Stunde habe ich darum gehandelt, bis ich ihn ganz billig bekommen habe.“
 „Nun, was hat er denn gekostet?“
 „Zwei Mark fünfzig!“ —

— „Der unglückliche Eugnot.“ Auf Seite 691 dieses Jahrganges schreibt — nach der „Zagl. Adsch.“ — die Zeitung deutscher Eisenbahnverwaltungen: „Als Eugnot einen zweiten, bedeutend verbesserten Dampfwagen baute, für den sich besonders der französische Kriegsminister interessierte, überschlug er sich bei einem Versuche, als er um eine Ecke biegen sollte, und zerbrach.“ —